

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Justizrat strich sich mit der feinen, nervösen Hand den weißen Bart. „Nun essen Sie mal erst, Doktor“, mahnte er, „das Essen wird kalt. Was ich aber nicht verstehe, ist, daß ein vernünftiges Mädel sich durch einen solchen Burschen so weit bringen läßt, ihrem Leben ein Ende machen zu wollen“, fuhr er nachdenklich fort. „Es paßt gar nicht zu dem Bilde, das Sie von ihr entwerfen.“

Der Arzt aß in aller Ruhe seinen Teller leer. „Prosit, alter Freund“, sagte er und trank dem Justizrat zu, indem er sich zugleich auch gegen Thorstein leicht verneigte.

Die Herren kamen sofort nach.

„Sie haben ganz recht“, nahm er das Gespräch wieder auf,

„es paßt auch nicht zu ihr.“

Das kann nur

jemand ver-

stehen und

entschuldigbar

finden, der

den ganzen

Zauber mit

erlebt hat. Es

ist ja unglaublich,

was Frau

Randow ihrer

Tochter zuge-

seht hat. Zu-

erst war es die

Angst vor der

Entlobung

und nachher

erst recht der

Gedanke, wie

die Welt es

auffassen

würde, wenn

die Verlobung

gerade in dem

— das muß

man ja zuge-

ben — denk-

bar ungün-

stigten An-

genblick gelöst

würde. Keine

ruhige Minute

muß sie dem Mädel gegönnt haben.“ Er spielte mit seinem

Weinglas, in ärgerlichen Erinnerungen verloren. „Schließlich

waren ihre Nerven so überreizt, daß man Ellen Randow nicht

für ihr Tun verantwortlich machen konnte. Das sah denn auch

die törichte Frau ein; natürlich, als es zu spät war. Da

hätte sie sich in Stücke reißen mögen, um wieder gut zu

machen. Aber — Sie sehen, die Wirkung war nicht von

langer Dauer. Anstatt froh zu sein, daß ihr Kind ihr überhaupt erhalten blieb, hatte sie nichts Eiligeres zu tun, als es aufs neue zu verloben.“

Justizrat Goldbed räusperte sich scharf. Er gab dem aufhorchenden Sanitätsrat durch einen Blick auf Thorstein zu verstehen, daß er sich hüten möge. Der alte Arzt aber war einmüde im Zuge. Außerdem war er mit einem fertigen Plan hertekommen, denn es galt Ellen Randows Leben.

Mit einem Ruck drehte er sich zu Achim herum. „Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie nicht annehmen, ich hätte als Arzt so aus der Schule geplaudert?“ fragte er und legte seine Hand leicht auf das Knie des jüngeren Mannes, den er durch seine scharfgeschliffenen Brillengläser aufmerksam betrachtete.

Thorstein schüttelte verneinend den Kopf.

„Darüber habe ich, offen gestanden, bis jetzt nicht nachgedacht“, sagte er lächelnd.



Die planvolle Beschießung der Kathedrale von Ostende durch englische Schiffsgeschütze. (Mit Text.)

„Es könnte

Ihnen aber

später der

Gedanke kom-

men, daß es

ein eigentüm-

liches Gebaren

für einen Arzt

sei, die Ange-

legenheiten

seiner Patien-

ten so einge-

hend zu be-

sprechen“, be-

harzte Achim

ner. „Den

möchte ich auf

alle Fälle vor-

beugen. Wer

weiß,“ scherzte

er, „es könnte

Sie veranlas-

sen, mir Ihr

Vertrauen zu

entziehen! —

Das möchte

ich nicht auf

Spiel setzen

beider großer

Konkurrenz.

Halt, nein!“

unterbrach er

sich, als der

Diener die

gefüllte Bowlenkanne neben die Zigarren auf den Tisch setzen wollte. „Es ist so herrlich draußen, wir könnten im Freien sitzen“, schlug er dem Justizrat vor, der bereitwillig darauf einging.

„Um also auf besagten Hammel zurückzukommen“, nahm er das Gespräch wieder auf, als der Umzug auf den Ballen vollzogen war, „ich möchte, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich feststellen, daß ich als Freund

des Hauses und Patenonkel der kleinen Ellen die ganze Tragödie miterlebt habe. Und — er zog die buschigen Augenbrauen in die Höhe — „vielleicht ist es Ihnen dann mit einem Schlage klar, warum ich bereit war, Ihnen als einem mir bis dahin wildfremden Menschen die ganze Geschichte zu erzählen. Der Herr Justizrat hat mir, als er zufällig hörte, daß ich Hausarzt bei Randows bin, verraten, was er fürchtet, angerichtet zu haben. Ein unverbesserlicher Schwächer“, zwinkerte er Goldbeck zu.

Die Herren lachten. Es war Thorstein merklich freier ums Herz, daß ihm durch die Offenheit des Arztes die Rücksicht geboten war, ebenso aufrichtig zu erwidern.

„Ich höre zu meinem Schrecken“, sagte er, „daß Fräulein Randow schwer krank sein muß. Ich verstehe nicht viel davon, aber Sie sagen ‚Herzschwäche‘ in einem Tone, daß man daran schon merken kann, daß der Fall nicht ganz einfach ist.“

„Allerdings nicht“, bestätigte Kirchner ernst. „Es geht ums Ganze, lieber Herr. Vielleicht ist es ein gutes Zeichen, daß bis jetzt nicht telephoniert worden ist. Die Schwester hatte Auftrag, mir jede Veränderung sofort hierher zu melden.“

Thorstein starrte erschrocken vor sich hin. Es schien unbenkbar, daß das blühende Mädchen auf den Tod krank liegen sollte — um ihn. Er überlegte eine Weile, in der die beiden anderen Herren ihn nicht störten. Endlich hob er den Kopf mit entschlossenem Mute. „Wenn ich Sie richtig beurteile“, sagte er unvermittelt, „dann sind Sie mit einer ganz bestimmten Absicht hierher gekommen. Sie wollten mich zu etwas veranlassen, nicht wahr? Bitte, sprechen Sie sich offen aus.“

Der Sanitätsrat konnte es nicht lassen: wenn es irgend anging, mußte er sein Späßchen machen. „Der Mann ist gut“, sagte er anerkennend zu dem Hausherrn, „der hat den nötigen Scharfblick für einen Rechtsanwalt. Er macht Ihrer Menschensein alle Ehre und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Jawohl“, wandte er sich plötzlich wieder dem Jüngeren zu, „ich habe allerdings ganz bestimmte Absichten mit Ihnen. Ich möchte Sie nämlich als Heilmittel benutzen, denn ich glaube, Sie sind das einzige, was der kleinen Ellen helfen wird.“

Achim Thorstein stieg das Blut in die Schläfen. Die Ader, die über der Nasenwurzel die Stirn durchschneidet, schwellte hoch an. Er stand auf und lief ein paarmal im Nebenzimmer auf und ab, um seine Erregung zu bekämpfen. Er sollte zu Randows hingehen, ohne daß sie ihn riefen? Was hatte sich denn geändert seit vorgestern? Daß ein bleichsüchliges Mädel Ohnmachtsanfälle bekam, wenn nicht alles nach seinem Willen ging, war doch wohl kein Grund zu so großer Besorgnis. Und Dr. Kirchner war vielleicht ein Schwarzseher, wie manche Ärzte. Partei war er offenbar. Er konnte Ellen von Kindheit auf und liebte sie zärtlich. Immerhin war es schwer, sich über sein Urteil hinwegzusetzen. Aber — er meinte die spöttische Stimme der Frau Oberbürgerungsrat Winneberg deutlich zu hören, wie sie zu Mrs. Briesnall sagte: „Das sieht Ellen Randow ganz ähnlich! Sie wußte genau, daß er nicht nach Berlin kommen durfte.“ Der Schweiß trat Thorstein auf die Stirne. Mit rotem Entschluß trat er auf den Balkon hinaus.

„Herr Sanitätsrat“, sagte er, „Sie werden mich verachten. Aber ich habe den Glauben verloren. Warum hat mir Herr Randow nicht reinen Wein eingeschenkt? Darüber komme ich nicht hinaus.“

Kirchner ließ sein Glas so heftig auf den Tisch, daß der Fuß abbrach. „Warum? Weil er ein alter Gel ist, wenn Sie es ganz genau wissen wollen. Und weshalb in der Familie ist die Frau die richtige Eva — sie ist an allem Unglück schuld. Sie wollen also nicht?“ fragte er kurz und stand auf. Er mußte ordentlich an dem hochgewachsenen Rechtsanwalt in die Höhe sehen, und dennoch kam sich dieser ganz klein vor.

„Ich kann nicht, Herr Sanitätsrat“, erwiderte er kleinlaut. „Ich kenne mich zu genau. Ich würde im Leben das Mistrauen nicht loswerden. Es würde mein ganzes Dasein vergiften. Sie müssen selbst sagen, Herr Randow ist eigentlich nicht der Mann, von dem man erwartet, daß er gehorham den Ratmen seiner Frau nachgibt.“

„Sie wollen also nicht?“ wiederholte der Sanitätsrat schroff. „Kögen Sie es nie zu bereuen haben!“ Er wandte sich auf dem Fuße um, machte eine kurze Verbeugung, verabschiedete sich schnell von dem Justizrat und war zur Tür hinaus, ehe Thorstein ein weiteres Wort sagen konnte.

Stumm und bedrückt saßen die Zurückbleibenden zusammen. Der Justizrat füllte die Gläser aufs neue und die Herren zündeten sich frische Zigarren an. Es war ganz dunkel geworden, auf dem Balkon; das elektrische Licht aus dem Nebenzimmer verbreitete nur gerade so viel Licht, daß die Herren ihre Gesichtszüge erkennen konnten.

Nach einer Weile sagte Thorstein aus seinen bitteren und quälenden Gedanken heraus:

„Finden Sie nicht auch, daß die Familie Randow den ersten Schritt tun müßte? Wenn Ellen so krank ist, wie der Sanitätsrat schildert, müßten sie mich holen, nach meiner Meinung.“

„Ich überblicke die Sache nicht völlig. Ich weiß gar nicht, wie weit sie gediehen war.“

Achim Thorstein sagte sich an den Kopf. „Natürlich! Woher sollten Sie auch? Ich will Ihnen alles erzählen.“

Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Aber der Sanitätsrat wußte doch von mir?“ fragte er misrauisch. „Ihn müssen Sie also doch eingeweiht haben?“

Der Justizrat lächelte. „Er weiß nicht viel mehr als ich. Nur daß Sie anscheinend mit Ellen verlobt waren; und wohl auch, daß Grund zu der Annahme vorlag, ein Bräutigam mit Ihnen habe die schwere Krankheit des Mädchens verschuldet. Ihren Namen erfuhr er rein zufällig. Dadurch kam es, daß er mit mir davon sprach, weil er weiß, daß Sie mein Teilhhaber sind. Vorgestern klingelte ich bei ihm an, da ich ein Gutachten brauchte. Es paßte so, daß er es persönlich brachte, weil er noch ein paar Worte dazu sagen wollte. Während er hier war, wurde von den Randows aus an ihn telephoniert und so kam es, daß er mich fragte, ob ich ahne, wann Sie zurückkämen. Das tat ich damals noch nicht, er gab mir jedoch einige ganz allgemeine Andeutungen, was ihn zu der Frage veranlaßte. Nach Ihrem heutigen Besuch fiel es mir ein, daß es ihm vielleicht ganz angenehm sein könnte, mit Ihnen bekannt zu werden. Ich mußte aber ein paarmal bei ihm anklingeln, um meine Einladung vorzubringen, weil er immer unterwegs war.“

Achim hatte aufmerksam zugehört. „Danach wäre es also gar nicht ausgeschlossen, daß die Randows noch gar nichts von meinem Hiersein wüßten?“

Der Justizrat hob die Schultern. „Unmöglich wäre es nicht, daß Kirchner nichts sagen wollte, ehe er Sie gesprochen hatte. Er ist sehr vorsichtig.“

„Aber durchaus Partei für Ellen Randow“, lächelte Thorstein mit zuckenden Lippen.

„Nun, das müßten Sie am Ende am besten verstehen können.“

„Ja, das tue ich wahrhaftig. Nur, sehen Sie, ich habe Rücksichten zu nehmen. Wenn ich auch keine Eltern mehr habe — Sie wissen, wie die Thorsteinsippe zusammenhält. In gewissem Sinne sind sie in Berlin eine Macht. Was hätte meine Frau davon, wenn wir durch sie ganz abseits ständen?“

„Wissen Sie, lieber Freund, so was gibt sich. Das kommt ganz auf die Persönlichkeit an. Sie scheinen mir da doch gar zu bedenklich für einen Liebhaber. Schließlich ist die Frage einfach die: Haben Sie Vertrauen zu dem Mädchen oder haben Sie das nicht?“

Thorstein sprang auf. Stürmisch preßte er die Hand seines alten Freundes. „Wahrhaftig, Sie haben recht“, rief er, „ich glaube, ich bin richtig angefaßt von all dem Weiberklaus.“

Er verabschiedete sich schnell. Er müsse in Ruhe darüber nachdenken, sagte er, denn für Überleitungen sei er nicht mehr jung genug. Er wolle einen tüchtigen Marich machen, da lämen ihm immer die besten Gedanken. Kopfschüttelnd sah ihm der Justizrat nach. Wo konnte er jetzt noch hinwollen? Es war fast Mitternacht! Mit dem Lächeln des Weisen, der die Stürme der Jugend weit hinter sich hat, sann er der Geschichte nach. Witten in seine Gedanken hinein schrillte das Telephon. Sanitätsrat Kirchner verlangte stürmisch nach Achim Thorstein. Er witterte zornig, als er hörte, daß er schon vor einer Weile gegangen sei. „Versuchen Sie es doch, ihn heute noch zu erreichen“, bat er Goldbeck. „Ich kann nicht am Telephon bleiben, ich muß wieder zu der Kranken. Er soll unverzüglich zu seiner Braut kommen, wenn er es nicht lebenslang bereuen möchte.“

„So ist Fräulein Randow noch immer in Gefahr?“

„Noch ein Anfall, wie vorhin, dann stirbt sie mir unter den Händen.“

Der Justizrat ließ sich sofort mit Thorstein verbinden. Aber wie er gefürchtet hatte, es kam keine Antwort. Er war offenbar noch nicht zu Hause. Von einer halben Stunde zur andern wiederholte er seinen Versuch, immer vergeblich.

Achim war aus dem Hause des Justizrates gestürzt, wie wenn er verfolgt würde. Er legte sich keine Rechenschaft ab, was er vorhabe, ja er bildete sich ein, in der Tat nichts vorzubeden. Dennoch besann er sich keinen Augenblick über den Weg, den er einschlagen wollte, sondern schritt rüstig darauf los.

Es war eine warme Sommernacht. Der Himmel wölbte sich, von keinem freundlichen Mondstrahl erhellt, in dunkler, sternstimmender Pracht über der Erde. Je weiter Thorstein wanderte, desto mehr ließ er das ruheloze Treiben der Großstadt hinter sich. Zuletzt klang es nur noch in einem dumpfen Brausen zu ihm herüber. Hier draußen in dem fremdbildigen Villenviertel lagen fast alle Häuser schon im Dunkeln. Auch die Straßenbeleuchtung wurde spärlicher, zuletzt brannten nur noch die Nachtlaternen.

leidern vorwärts gezerrt werden muß. Glückseliges Menschenkind, lerne an dem zum Strome wachsenden Bächlein dein Leben verstehen!" ertlang leise ermahrend eine Stimme neben mir. —

Und weiter, weiter dehnte sich der Weg. Die Sonne stand uns schon im Rücken, langsam und stumm wandelten wir auf dem leicht ansteigenden Berg dahin. Die blumigen Wiesen blieben zurück; und in dem Golde der Sonne wiegten sich in den linden Bäumen wogende Ähren müde. Ich wanderte ermüdet und erschläft. „Seltsamer Träumer! Schau um dich! du wandelst im Meere des Goldes, zwischen den Früchten eisernen und zähen Fleisches.“ Und die neben mir Wandelnde pflückte eine Ähre, rieb sie in der Hand und gab mir die Körner. Ich nahm und aß. Wie süß und erfrischend die einfache Speise! Ich wurde satt, und gekräftigt wanderten wir weiter. —

Die Felder schwanden, und im Abendsonnenscheine glänzten uns freundlich die roten Dächer eines Dorfes entgegen. Auf der breiten Dorfstraße spielten unter der weithinschattenden Linde am kühlen, sprudelnden Brunnen Kinder, Knaben und Mädchen. Sie saßen sich bei den Händen, gingen im Kreise und sangen:

Wir wollen die gold'ne Bräute baun,
Dem Glückseland in den Himmel ...

Die schwerbeladenen Erntewagen schwankten, von kräftigen Braunen gezogen, ins Dorf herein, und hinter ihnen schritten sonnengebräunt Knechte und Mägde und sangen und sprachen und schwatzten und lachten. „Dies sind die seelischen Früchte der Arbeit, lerne im Lande des Glückes dein Leben verstehen!“ Unbeachtet gingen wir dahin. Bald kamen wir an ein kleines, schmudches Haus. Anheimelnd und freundlich war sein Anblick. Durch das niedrige Tor schritten wir ein. Ein altes, gebücktes Mütterlein kam uns entgegen und begrüßte uns so freundlich, als seien wir längst schon ganz gute Freunde. Wir aßen und tranken. Da hörte ich eine Stimme, unbewußt lauschte ich: „Menschlein, du bist im Lande des Glückes! Willst du hier wohnen mit dem schallenden, waltenden Weib an deiner Seite?“ Die Tür ging auf: im himmlischen Glanze kam mir ein Mädchen entgegen: rein, edel — unnahbar. Jetzt erkannte ich die edle Gestalt: Das Mädchen, das ich immer gesucht und nie zu finden geglaubt hatte, um derentwillen er Menschen und all den Vergnügungen entsagt hatte, stand vor mir: rein, leuchend, schamerglühend und reichte mir beide Hände entgegen, die weißen Zähne glänzten, die Wangen mit den lachenden Grübchen glühten — in seliger Verzückung trat ich näher, mein Kopf war wirt, ich wollte sie begehren und —

— Nacht, ewige Nacht war um mich: die Bäume tauschten so seltsame, nie gehörte Melodien. Ich rieb mir die Augen und besann mich: ich war fortgezogen, um das Glück zu suchen in der Einsamkeit, ich hatte es gefunden; ich bin ein einziges Mal glücklich gewesen; nur wenige Stunden und nur in diesem seligen Traume der Einsamkeit.

Ein treuer deutscher Feldherr der Republik Venedig.

(Nachdruck verboten.)

Das eindrucksvolle Bombardement der Adriaflotte, insbesondere Venedigs durch die österreichische Flotte, lenkt die Aufmerksamkeit auf den berühmtesten Verteidiger, den Venedig in der Geschichte befehlen hat. Es ist — welche Ironie des Schicksals — ein Deutscher, der Reichsgraf Matthias von der Schulenburg, von dem besonders gerühmt wird, daß er, auf der Höhe seines Ruhmes stehend, allen Anerbietungen, in fremde Dienste zu treten, das Wort entgegensetzte, die Dankbarkeit verpflichte ihn zur Treue. Angesichts des schönen italienischen Treubruchs ein doppelt eindrucksvoll wirkendes Beispiel deutscher Treue und Gegenbild weltlicher Tüde.

Matthias Johann von der Schulenburg war am 8. August 1661 zu Emden geboren, als ein Glied der jüngeren weißen Linie der Reichsgrafen von der Schulenburg, aus deren Reihe nicht nur ein Kriegsheld hervorgegangen ist. So hören wir von einem Jakob von der Schulenburg, der 1542 im Dienste des Kurfürsten von Brandenburg sich bei der Erstürmung Ostens auszeichnete. Unter Friedrich Wilhelm I. treffen wir einen Generalleutnant Achaz von der Schulenburg, der sich bei Dudenarde und Malplaquet unvergängliche Lorbeeren erwarb, und unter Friedrich dem Großen opferte sich ein Adolph Friedrich von der Schulenburg bei Mollwitz. Alle aber überragt das Bild des Kriegshelden Matthias Johann von der Schulenburg, dem die Republik Venedig auf Korfu eine Statue setzte aus weißem Marmor, die offenbar einem hochbegabten Künstler seinen Ursprung verdankte. Es wird berichtet, daß sie von dem berühmten Jmbinachi verfertigt sei. Die ragende Gestalt des Feldherrn, die Michel Angeloschen Geist vertritt, steht, den Feldherrnstab in der Rechten, mit der Linken den wallenden Mantel fahend, lähn vorgebeugt auf einem Piedestal, welches mit Trophäen verziert ist. Die Inschrift lautet in deutscher Übersetzung:

„Dem Grafen Matthias von der Schulenburg, dem obersten Befehlshaber der Landtruppen der christlichen Republik Venedig, deren Macht durch die Belagerung von Korfu bedroht war, dem tapferen Verteidiger der Insel, hat noch bei Lebzeiten des Helden der Senat dies Denkmal errichtet am 12. September 1716.“

Den Blick auf den Hafen von Korfu gerichtet, so wagt von der Republik Venedig ihr deutscher Held in Marmor aufgerichtet, und nichts geringeres mochte die Königin der Meere ihrem Verteidiger als Widmung auf dies Monument zu setzen, als die Worte: „Intacta fulmine laurus!“ (Ein Vorbeerbahn, vom Blitze nie getroffen.)

Außer diesem Denkmal auf Korfu befindet sich im Arsenal zu Venedig der Marmorsarg, welcher die sterblichen Überreste des Feldmarschalls der Republik enthält. — Matthias Johann von der Schulenburg hatte sich anfangs der Wissenschaft gewidmet und zu Saumur und Paris studiert. Unter braunschweigischen Fahnen finden wir ihn zuerst in Ungarn und am Rhein gegen die Franzosen kämpfen; ein günstiges Geschick bestimmte ihn 1697 zum Gesandten für die Ryswider Friedensverhandlungen. Er trat in sardinische, dann in sächsisch-polnische Dienste und stand 1702 in der Schlacht von Cliflow bereits einem Karl XII. gegenüber. In den Kämpfen mit dem nordischen Löwen war es besonders der Tag bei Buniz (7. Nov. 1704), welcher sich zu einem Ehrentag für Schulenburg gestaltete. Er verteidigte sich an demselben so glänzend gegen die schwedische Übermacht, daß Karl XII. selbst sich für geschlagen erklärte.

Ein inniges Freundschaftsverhältnis verband den General mit dem Prinzen Eugen. Zu ihm eilte Schulenburg, als ihm daheim in Sachsen die Verhältnisse zu klein und zu ärgerlich wurden. Glänzende Vorbeeren errang er als „Freiwilliger“ in Heere des Prinzen bei Dudenarde, vor Lille, Gent, Tournay, sowie bei Malplaquet. Dann trat er, mit Gold überhäuft, 1715 in den Dienst der Republik Venedig.

Und hier erwartete er sich als Feldmarschall der Republik im Sommer 1716 durch die Verteidigung von Korfu gegen den Kapudan Pascha unsterbliche Vorbeeren. Mit 2245 hielt er die Insel gegen 30000 Mann. Der 19. August, an welchem die Türken vergebens Sturm ließen, zeigt den Feldherrn auf des Ruhmes Gipfel. Ganz Europa jauchzte ihm zu. Der Feind floh am 22. August auf seine Schiffe. Nicht die Hälfte jener 30000 sah die Heimat wieder. Auch der weitere Verlauf des Türkenkampfes war ein überaus rühmlicher, und glänzende Auszeichnungen wurden auf Schulenburgs Haupt gehäuft. Er aber blieb der Republik allezeit dankbar und setzte, wie schon erwähnt, allen Anerbietungen, in fremde Dienste zu treten, das Wort entgegen, die Dankbarkeit verpflichte zur Treue.

In hohen Ehren und in hohem Alter ist Matthias Johann, Reichsgraf von der Schulenburg, in der Nacht vom 13. zum 14. März zu Venedig gestorben. Es ward ihm zu Verona ein Beichenbegängnis veranstaltet, welches in einer besonderen Druckschrift seiner Zeit beschrieben ist. Niemals ist von dem Rat der Republik einem Fremden ähnliche Ehre erwiesen worden. Und dieser Fremde war ein Deutscher, dessen höchster Ruhm die Treue war. Wie schamvoll muß es für Venedig sein, heute dieses Helden zu gedenken und jenes Denkmals deutscher Treue, dem es Ruhm und Leben verdankt!

Volker Sielens.



Wo ist der Korfuflüchter?

Unsere Bilder

Die planvolle Beschädigung der Kathedrale von Ostende durch englische Schiffsgeleise. Mit der ihnen eigenen Unversorgtheit wagen es die Engländer, die am 2. September erfolgte Beschädigung der Kathedrale von Ostende durch englische Schiffsgeleise amtlich abzuleugnen, obwohl es unbestreitbar ist, daß ihre Monitore unter Feuerleitung englischer Flieger

Seiter rief er: „Mit anderen Worten — Sie haben doch also auch Geld! — oder was man so eine gute Witze nennt!“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Nun, Sie selbst haben es ja eben verraten!“

„Ach so“, lachte sie.

Jetzt lachte auch er, herb und ehrlich: „Selbstverständlich würde ich nie ein Mädchen heiraten, das ich nicht sehr gern habe, — aber na, ein bißel Geld muß sie eben doch auch haben! — So sind wir praktischen Männer nun doch mal.“

Sie mußte unwillkürlich wieder lächeln, denn aus seinen Worten sprach, trotz aller Redheit, doch eine echte Treuherzigkeit. Dann sagte sie scheinbar leichtthin: „Aber weshalb erzählen Sie mir denn das alles eigentlich?“

„Mein Gott, eben weil ich Sie schon lange liebe!“

Sie wurde plötzlich purpurrot, und das Herz schlug ihr so laut, daß sie kaum atmen konnte.

„Hoffentlich glauben Sie mir diesmal nun doch wenigstens!“ sagte er fröhlich.

Da bekam sie ihre gute Laune auch wieder, und schnell rief sie: „Und das sagen Sie mir hier auf dem dunklen Treppenhut?“

„Wo sollte ich es Ihnen denn sonst sagen!? Die Tante bewacht Sie ja wie ein . . .“ — Wei er kam er nicht, denn wieder hatte die erlöschende Kerze ihm die Finger verbrannt.

Jetzt lachte sie laut und sagte: „Sehen Sie, das war die Strafe!“

Aber schon brannte eine neue Kerze. Und dann fragte er schelmisch: „Na, was sagen Sie denn nun eigentlich zu meinem etwas sonderbaren Antrag?“

Sie schwieg und lächelte versonnen.

Da bat er zart: „Fräulein Else, was sagen Sie mir denn nun?“

„Vorerst gar nichts! So was will doch überlegt sein.“

„Natürlich! Ich dränge Sie ja auch nicht — nur möchte ich gern mal wissen, ob ich Ihnen nicht zu sehr mißfalle!“

Sie blickte ihn lächelnd an und meinte: „Nun, ein Scheusal sind Sie ja gerade nicht!“

„Also darf ich mir dann wohl auch ein klein wenig Hoffnung machen, wie?“

„Ich sage nicht ja — aber auch nicht nein. Immer Geduld!“

„Fröhlich nicht er: „Geduld ist gut! Nun, daß wir Zeitgrauen ungeduldig sind, das kann doch, weiß Gott, gewiß keiner sagen! — Also gut. Warten wir nun erst mal ab, bis der Krieg zu Ende ist, dann können wir ja über die Hochzeit reden.“

„Gleich Hochzeit?“ lachte sie.

Und er ganz ernst: „Nun ja, wenn man verlobt ist, kann man doch an die Hochzeit denken.“

„Das muß man sagen: Sie gehen schnell aufs Ziel!“

„Ja, mit Halbheiten gibt sich ein echter Kriegsmann auch nicht ab!“

„Nun also, lassen wir die Sache vorerst mal ruhen,“ — lächelnd nickte sie ihm zu — „Hauptsache ist mir jetzt doch, daß ich erst zu meiner Tante komme.“

„Richtig! Ja! Die Frau Tante!“ rief er mit schelmischem Lächeln — „wir haben sie tatsächlich ganz aus den Augen verloren, fast hätte ich vergessen . . .“

„Vergessen? Was denn?“ Ganz erstaunt sah sie ihn an.

Er aber bat, verschämt lächelnd: „Ich bitte, reichen Sie mir jetzt nur ganz vertrauensvoll Ihren Arm, — ich führe Sie sofort zu Ihrer Frau Tante!“

Jetzt war sie fast starr. „Sie wissen, wo meine Tante ist?“

Mit einem heiseren Nicken erwiderte er: „Ja, ich weiß es! Ihre Frau Tante ist zu Bergmanns gerufen worden, und bevor sie ging, hat sie bei uns drüben den Bescheid gelassen, daß Sie ihr nachkommen und sie abholen möchten.“

„Und das alles sagen Sie mir erst jetzt?“ rief sie erzürnt.

Doch er blieb gut gewappnet: „Wie sollte ich es Ihnen denn sagen? Durch drei Straßen lief ich Ihnen nach, um die Bestellung auszurichten; aber Sie ließen sich ja nicht einholen!“

Sie wollte lächeln, doch die Empörung stieg wieder auf, und erregt fuhr sie fort: „Und hier im Dunkeln lassen Sie mich auch noch warten?“

Da hob er stehend die Hände: „Bitte, bitte, nicht böse sein! Es geschah doch nur aus Liebe! — Seien Sie gerecht! — Was sollte ich tun, um mich Ihnen zu nähern? Jede andere Möglichkeit war ja ausgeschlossen! Seit acht Tagen passe ich wie ein Schießhund auf, Sie mal allein sprechen zu können — alles vergeblich! Da bin ich mir endlich diese Gelegenheit, und jetzt sollte ich Sie nicht ärgern? — ja, dann müßte ich ja kein verliebter junger Kriegsmann sein!“

Sie stand da und wußte nicht, was sie sagen sollte. Gewiß, sie war böse, daß er sie so hingehalten hatte. Aber ernsthaft zürnen, — nein, das konnte sie doch auch nicht.

Da bat er noch einmal zart und höflich: „Fräulein Else, grollen Sie mir doch nicht! Sehen Sie, ich komme aus dem Felde. Da

draußen kann man es beinahe wirklich verlernen, wie man mit hübschen, jungen Mädchen umgehen muß! — Es war doch nicht böse gemeint! — Na, nun geben Sie mir Ihr kleines Händchen und dann verspreche ich Ihnen — auf Ehrenwort! — auch nicht eher wieder ein Wort von der ganzen Geschichte zu reden, bis Sie selbst davon anfangen werden.“

Jetzt lächelte sie wieder, und dann gab sie ihm mutig die Hand hin, die er schnell und innig küßte.

„Aber nun möchte ich doch wirklich erst zu meiner Tante!“ rief sie dann fröhlich.

„Sie brauchen nur zu befehlen!“ antwortete er schnell.

Im Augenblick erlosch die Kerze. „So, das war meine letzte!“

„Ich danke schön!“

Beide lachten hell auf.

„Also jetzt werden Sie mir doch wohl Ihren Arm geben“, bat er dann.

Was blieb ihr übrig, wenn sie im Dunkeln nicht die Treppe hinunterfallen wollte.

Und als er ihren Arm hatte, da zog er ihn zart und vorsichtig an sich und führte sie geschickt und sicher die Treppe hinunter.

Doch als er Abschied nahm, sah er sie noch einmal fragend und bittend an.

Und da sagte sie herzlich: „Morgen also auf Wiedersehen!“

Und nun erschäufte er schnell nochmals ihre Hand und küßte sie heiß und innig.

Dann ging er glücklich davon.

Und ebenso glücklich ging sie zu der Frau Tante hinauf.

Der Traum vom Glücksland.

Novellistische Studie von Hanns Thar. (Nachdruck verb.)

Es gibt ein großes Rätsel in der Welt. Das Rätsel von der Liebe! Der eine Mensch ist, wohin er auch kommt, geschätzt und beliebt, ein angenehmer, lebenswürdiger Gesellschafter, der sich überall Herzen (ich denke nicht nur an jugendliche Mädchenherzen), Zuneigung und Vertrauen im Sturme zu erobern weiß; der andere dagegen kämpft und müht sich, um sich Anerkennung, Zuneigung und Liebe den Menschen abzurufen und gerade ihm wird dieser köstliche Schatz vorenthalten; überall ist er einsam und verlassen, der liebe, gemüthliche, „allerliebste“ Hanselmann, der immer nur geredet und mit süßelnden Worten gehänselt wird. Und gerade aus solchen Vergebens-nach-Liebe-suchenden entstehen oft die selbstquälerischen, menschenfeindlichen Bessimisten, die weltstehen in die Einsamkeit fliehen, um sich hier, weit fort von „den schlechten Menschen“, glücklich zu fühlen — für kurze, schnell vorübergehende Stunden.

Die scheidende Sonne mit ihrem so milde dahinslutenden Lichte bringt diesen Ewig-Einsamen wieder Zufriedenheit und Frieden in ihr wundes Herz. Das Rauschen und Flüstern der Bäume im Abendwinde, mit seiner sanft sich wiegenden Melodie wird ihnen zum Ruhelied, das sie leise einflüstert in den seligen Traum des Glücks. Noch hört der seltsame Glücksfucher leise und verhallend das (letzte) Singen der Vögel, dann schlummert er ein und träumt — selig, weltentrückt.

Es ist etwas Köstliches mit dem Einschlummern. — So langsam und leise fliehen die Gedanken von dem Freunde des Menschen, dem Schläfe, verschleucht. Es ist ein stiller Kampf zwischen den Geistern der Ruhe und den übrigen Gedanken: siegt der Schlaf, verlieren wir langsam unser Bewußtsein; siegen die Gedanken, schwirren uns plötzlich die wunderlichsten Einfälle durch den Kopf — noch ein prickelnder Schauer durchrieselt leise den Körper, und still sind wir entschlummert.

Leise steigen weiße Lichtgestalten aus duftiger Bläue hernieder, treten freundlich an uns heran, fassen uns bei der Hand und wir wandeln mit ihnen in das geheimnisvolle Zauberland der Träumen: zwischen blumenbesäten, sonnenüberstuteten Wiesen wandeln wir auf einem schmalen Raine, ganz, ganz allein!

Die Blumen sind unsere Freunde, sie niden uns so vertraulich zu; und das muntere Bachlein ist unser lieber Begleiter. Jetzt murmelt es so grieselhaft, dann springt es jugendfrisch über Felsen, die seinen Weg hindern wollen, und dann gluckst es und sprudelt es wieder siegesbewußt — doch schlummert bald ein: bleiern und schwerfällig schleicht es dahin, nur von den nachdrängenden Wassen zäh vorwärtsgehoben.

„Mensch! so ist dein Leben! Anfangs überspringst du fed, jugendkraftsprudelnd und siegesbewußt die kleinen sich entgegenstellenden Gefahren, und stellen sich keine Hindernisse dem Leben entgegen, kommt der Mensch in das gleichmäßige, geisttötende Einerlei des Alltags, dann erschaffen seine Muskeln und der Mensch wird gleichgültig und lebensmüde. Glücksuchendes Menschenkind, meide dieses Leben; denn es macht dich stumpf, zu einem abhängigen Herdentier, das mühsam von anderen Mit-

Aus Liebe.

Stimme von Pauli Blü.

(Nachdruck verboten.)

Eine Villa, in der fast die ganze Front erleuchtet war, schimmerte schon von weitem durch die nächtliche Dunkelheit. Auf sie hielt Thorstein, der nie hier draußen gewesen war, zu, in einer unbestimmten Ahnung, daß sie das Ziel sei, zu dem er halb unbewußt strebte. An einer Straßenecke stellte er den Namen fest. Wichtig! Das helle Haus war Ellen Randow's Elternhaus.

Der junge Rechtsanwalt verlangsamte seinen Schritt. Jetzt erst fing er an, den Gedanken zu erwägen: Was wollte er hier? Er konnte doch nicht zu nachschlafender Zeit in ein Haus bringen, das eine Schwerkranken barg! Unschlüssig wanderte er auf und ab. Oben hinter den Gardinen sah man Schatten sich hin- und herbewegen — das erweckte den Anschein von Unruhe. Ellen war vielleicht kranker geworden — wer weiß — möglicherweise — er mochte den Gedanken nicht zu Ende denken. Es zog und riß an seinem Herzen. Die Vorstellung, ihr so nahe zu sein, hatte etwas Beruhigendes und zugleich Qualendes: Wenn er hier Minuten veräußerte, die eine Ewigkeit nicht zurückzurufen vermochte! In seinem langsamen Auf- und Abgehen war er wieder fast vor der Haustür angelangt, als diese von innen geöffnet wurde. Thorstein faßte den Heraus tretenden fest ins Auge.

„Gerhard!“ rief er erfreut und war mit großen Schritten dicht bei ihm.

„Achim — dich schickt der Himmel! Seit zwei Stunden setzen wir alle Hebel in Bewegung, um beiner habhaft zu werden! Hat der Justizrat —“

„Nein. Mich zog es her. Was macht Ellen?“

Gerhard Randow zögerte. „Sie ist sehr schwer krank“, sagte er traurig. „Der Sanitätsrat fürchtet, sie werde die Nacht nicht überleben. Deshalb wollten wir so gerne —“

„Mensch, so laß mich doch endlich ein“, rief Achim heißer. Wenige Augenblicke später stand er an Ellens Lager. Der Arzt hatte eine Vorberingung der Kranken nicht für nötig befunden. „Wir können ruhig alles auf die eine Karte setzen“, sagte er, wenn die Freude nicht hilft, hilft nichts mehr.“ Leise zog er die Tür hinter sich zu. Die Verlobten waren allein.

„Ellen“, flüsterte Achim erschüttert, „kannst du mir vergeben?“

„Ich — dir?“ hauchte die Kranke, „was hätte ich dir zu vergeben? Aber du — verzeih mir, daß ich dir verschwiegen — Vater wird dir erklären.“

„Nichts mehr davon, mein Liebling. Werde mit mir gesund, das andere ist alles gleichgültig.“ Er neigte sich auf ihre bleichen Hände und küßte sie voll tiefer Zärtlichkeit. Sie umfaßte seinen dunkeln Kopf und sah ihm in die Augen, die sie so sehr geliebt hatte.

„Nun sterbe ich gern“, sagte sie träumerisch, „ist es nicht süß, zu denken, daß alle Not ein Ende haben wird? Nur dich wollte ich noch sehen, dir sagen dürfen, daß ich nicht schlecht bin, wie die Menschen sagen und dich bitten können, ihnen nicht zu glauben.“ Seine Augen wurden feucht. Ihm war zumeist, als ob ihm das Herz umgedreht würde. Er sank an ihrem Lager auf die Knie und flüsterte, ihre Hand immer in den seinen: „Ellen, an dir habe ich im Ernst nie gezweifelt, vielleicht tröstet es dich, das zu wissen.“

Ein seltsames Lächeln verklärte ihr schmales Gesichtchen. „O Dank, Liebster, das Wort macht mich glücklich!“

Er küßte sie sanft und leise und bat: „Schlafe, Ellen, ich bleibe bei dir. Du mußt gesund werden, Liebster, hörst du?“

Sie lächelte leise. Das war sein herrlicher Ton, den sie über alles liebte. „Ich will mir Mühe geben, mein hoher Herr!“

Die Erinnerung an ihr heiteres Spiel in dem alten Tunnel auf der Auenstraße ließ aufs neue seine dunkeln Augen feucht schimmern. Was war in der kurzen Zeit aus ihr geworden? „Heute geht es mir, wie dir damals“, sagte er in tiefer Bewegung, „und ich schäme mich nicht einmal!“

Sie vergaß zu antworten. Vor ihrem geistigen Auge stieg jener köstliche Tag herauf, an dem sie zuerst seine Liebe gefühlt hatte. Ein Abglanz tiefen Glückes breitete sich langsam über ihre abgehärmten Züge. Sie lag ganz still, seine Hand fest zwischen ihren beiden. Nach einer Weile sah er, daß sie schlief. Mit unendlicher Rührung ruhten seine Augen auf dem geliebten Mädchen. Sein Herz schwoll in dem Gedanken, daß sie so sehr um ihn gelitten hatte und zugleich bewachte er jeden Atemzug, ob es nicht der letzte wäre.

So verging eine geraume Zeit. Unmerklich hatten Ellens bleiche Wangen sich ein wenig gerötet, ihr Aussehen hatte das erschreckend Geisterhafte verloren.

Leise kam der Sanitätsrat in das Zimmer geschlichen. Er neigte sich über die Kranke, prüfte den Puls und flüsterte endlich dem gespannt jede seiner Wunden verfolgenden Achim ins Ohr: „Wenn nicht alles trägt, kriegen wir sie über den Berg!“

Ein freudiges Ausleuchten seiner ernsten Augen war der Dank. Und heißer Dank gegen Gott durchströmte seine Brust. Jeder seiner Gedanken wurde zum Gelübde: Mit jedem Atemzug wollte er gutmachen, was die Welt an Ellen gesündigt hatte!

Als Ellen ihre letzte Besorgung gemacht hatte, schlug es acht. Jetzt bekam sie einen ernsthaften Schred, denn sie hatte beinahe noch eine halbe Stunde zu Tanchens Wohnung.

Also schnell auf die Elektrische!

Natürlich! Wie gewöhnlich kein Pflaß!

Ach, dies Berlin! Sie seufzte leicht auf.

Wie anders daheim in ihrem stillen Städtchen — dort ging alles ruhig und behaglich seinen gewohnten Weg, dort wußte man noch nichts von Nervosität und von Neurasthenie — und wie all die anderen Modelkrankheiten hießen.

Aber schön war's eigentlich doch auch in Berlin! Das gestand sie sich selber. So unterzutauchen in dem Treiben der Großstadt und sich von den Wogen des Verkehrs tragen zu lassen, — wirklich, das war auch mal recht interessant, — natürlich nur eine Beilang, so auf Besuch ein paar Wochen, und von all dem Interessanten mal ein wenig nippen, — dann aber wieder nach Hause in ihr traulich's Städtchen, wo man das Leben noch nicht mit der Uhr in der Hand lebte.

So war sie hurtig weitergegangen. Noch zweimal hatte sie den Besuch gemacht, eine Elektrische zu ergaschen, doch beide Male vergeblich, — alle Plätze waren besetzt.

Da gab sie es auf und ging zu Fuß.

Wie belebt die Straßen noch waren! Nicht genug konnte sie sich darüber wundern. Erst beim Lampenlicht begann doch das richtige Berliner Leben! Ihr eilender Schritt führte sie vorbei an hellerleuchteten Theatern, Kinos und Konzertsälen, und überall drängte und schob sich das Publikum. Wirklich, hier merkte man nicht's vom Krieg!

Und plötzlich kam es wie ein leichtes Trauern über sie. Wie wenig hatte sie bisher von all den Sehenswürdigkeiten Berlins kennen gelernt! Fast drei Wochen war sie nun schon hier und kaum dreimal hatte das Tanchen sie ein wenig spazieren geführt. Von all den angepriesenen Herrlichkeiten kannte sie so gut wie nichts.

Und deshalb war sie doch wirklich nicht nach Berlin gekommen! Wenn sie ganz ehrlich sein sollte — sie hatte doch eigentlich recht andere Ideen gehabt! Nicht allein, daß sie etwas sehen wollte von dem schönen Berlin, — nein, ganz im geheimen hatte sie sogar gehofft, ein bißchen was fürs Herz und für die Zukunft zu finden, — denn daheim in ihrem stillen Städtchen war es mit dem Heiratsaussichten doch eigentlich recht knapp bestellt, noch dazu jetzt, wo die meisten Männer im Krieg waren.

Und diese Hoffnung schien sich ihr nun gar nicht erfüllen zu wollen — nicht einen ernst zu nehmenden jungen Mann hatte sie kennen gelernt. Das heißt: einen doch wohl. Zwar war es bis jetzt nur eine sehr oberflächliche Bekanntschaft gewesen, aber als sie an diesen stattlichen jungen Feldgrauen, den Sohn der Nachbarn, dachte, da bekam sie doch ein ganz reges Herzklopfen —

Eilig ging sie weiter. Jetzt war sie in eine der stilleren Straßen eingebogen. Plötzlich hörte sie schnelle Männer Schritte hinter sich. Erschrocken wandte sie den Kopf ein wenig. Ein Soldat kam hinter ihr her. Die Straße war fast menschenleer. Angstvoll sah sie geradeaus. Dann beschleunigte sie ihre Schritte noch mehr.

Doch immer blieben die anderen Schritte in nicht allzu großer Entfernung hinter ihr.

Jetzt bekam sie doch wirklich Angst und machte sich Vorwürfe, daß sie mit ihren Besorgungen nicht früher fertig geworden war — und noch schneller ging sie, fast lief sie schon.

Aber die Schritte blieben unausgesetzt hinter ihr.

Fast wüßte sie nicht, was sie jetzt. Was wollte denn dieser Mensch von ihr!? Eigentlich tat es ihr ja leid, denn sie war eine gute Patriotin und schwärmte für die braven Soldaten. Aber so auf der Straße einer Dame nachzurennen, nein, das war ihr denn doch zu stark. Sie war empört über diese Dreistigkeit.

Und jetzt sah sie fast Pauschritt an, bis sie das Haus, in dem Tanchen wohnte, erreicht hatte.

Endlich, endlich daheim! Nun hinein. Geräuschvoll schlug sie die Türe zu, und nun so schnell wie möglich die Treppen hinauf.

Plötzlich aber, nun sie sich sicher wußte, mußte sie doch etwas wenig lächeln über dies Erlebnis: und jetzt schämte sie sich recht über ihre dumme Angst. — Wenn sie sich wenigstens einmal recht ordentlich umgesehen hätte! Denn gar zu gern wußte sie doch, wie er eigentlich aussah, dieser dreiste Feldgrau — Schade, wirklich schade! Deshalb war sie auch so ein Angsthasen!

Sie hatte jetzt die Wohnung der Tante erreicht. Nun drückte sie auf den Glodenknopf und wartete. Da niemand öffnete, klingelte sie noch einmal. Vergebens, es kam auch jetzt niemand, der sie einließ. Auch das drittemal, als sie Sturm läutete, was es erfolglos. — Nun bekam sie aber doch wieder Angst.



Die Stomomenehelfer Oberrieder aus Hohenstaßlara mit ihren neun im Felde stehenden Söhnen. Berliner Ill.-W. m. 6. 8.

Die Tante war also fortgegangen. Wer weiß, wie lange sie noch auf dem Korridor sitzen und warten konnte.

Während sie noch über irgendeinen Ausweg nachdachte, hörte sie, wie jemand die Treppe heraufkam.

Und wieder packte sie die Angst. Kann wage sie aufzusehen.

Doch ganz plötzlich tauchte da unten, eine Treppe tiefer, der Feldgrau auf. Das war doch wirklich beispiellos dreist!

Eben wollte sie schon wieder ausweichen, da vertrat er ihr den Weg mit einem höflichen Grusse.

Und jetzt sah sie erst ordentlich auf, und nun erkannte sie den jungen Mann, an den sie noch vor einer Viertelstunde so äusserst lebhaft hatte denken müssen, eben jenen Nachbar aus der neben-

liegenden Wohnung, den jungen Verwundeten, der sich jetzt hier zu einer Nachkur aufhielt.

Nun atmete sie doch ein wenig erleichtert auf.

Lächelnd grüßte er noch mal, und leicht erröthend dankte sie.



Aufstieg eines deutschen Jesselbaltions, zu dessen Förd. eine Strohpuppe geklettert wurde, um feindliche Bunker zu kassieren.

„Sie hatten es ja furchtbar eilig. Durch drei Straßen schon bin ich Ihnen atemlos nachgelaufen.“

„Sie waren das?“ Erstaunt sah sie ihn an.

Er nickte heiter. „Ich wollte Ihnen meine Begleitung anbieten.“

Jetzt wurde sie rot vor Scham und wußte nichts zu sagen.

„Na, und nun können Sie nicht mal hinein, wie ich sehe!“

Ganz zaghaft erwiderte sie: „Die Tante wird sicherlich sehr bald zurück-

kommen, — sie weiß ja, daß ich keinen Schlüssel mitgenommen habe.“

Wieder nickte er schmunzelnd: „Sehr gerne würde ich Sie ja so lange zu uns nach drüben bitten, leider aber ist auch bei uns niemand zu Hause.“

Schnell antwortete sie: „O nein, danke sehr! Ich warte lieber hier!“

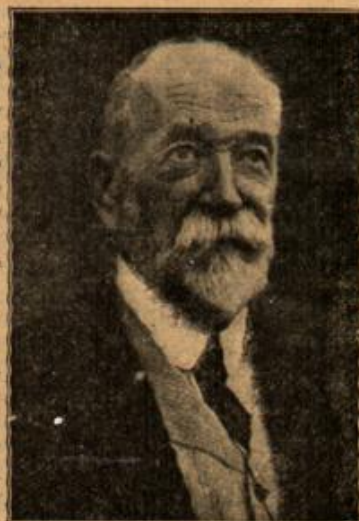
Plötzlich schlug es neun. Mit einem Ruck war das Gas aus, so daß beide im Dunkeln standen.

Ratlos und angstvoll drückte sie sich in ihre Ede.

Er aber bekam nun erst recht gute Laune. Mit Humor sagte er: „Wenn ich nur einen Schlüssel hätte, dann könnte ich wenigstens von uns die Lampe herausscholen. Oder hätte ich nur meine Taschenterne noch! — Leider liegt die in den polnischen Sumpfen!“

Sie sagte gar nichts; vor Angst wagte sie kaum zu atmen.

Als er sie so zaghaft dastehen sah, tat sie ihm doch leid; deshalb griff er schnell in die Tasche und zog eine Schachtel Wachslichter hervor; in nächsten Augen-



blick war es hell.

„Na, bin ich nicht ein tüchtiger Kerl?“ rief er fröhlich.

Auch sie mußte jetzt lächeln.

„Wie drollig unsere Lage ist. Et etwas habe ich noch nie erlebt.“

„Also erleben Sie doch wenigstens auch mal etwas hier!“

„Denn bisher lebten Sie ja wie eine Einsiedlerin.“

„Meine Tante ist eben sehr streng“, antwortete sie. Professor Dr. August v. Kröner.

(Mit Text.)

„Aber Sie kamen doch nicht hierher, um hier zu verfaulern!“ Lächelnd und erröthend schwieg sie.

Er aber fuhr fort: „Nun ja! Ich bin nun bald vier Wochen hier, und in all der Zeit sind Sie doch kaum hinausgekommen!“

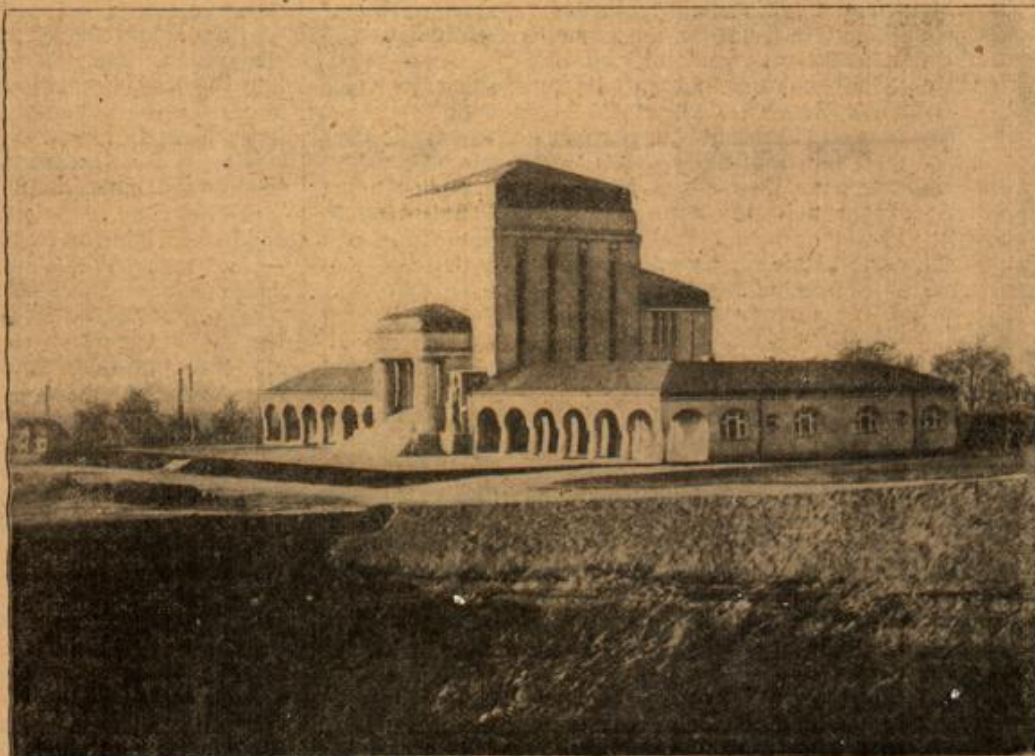
Ja, ja, ich habe wohl darauf geachtet! Wie im Kloster leben Sie!“

„Na, hören Sie! Wir gehen aber doch auch aus!“

„Aber immer mit der Frau Tante!“

„Ich kann doch nicht allein ausgehen!“

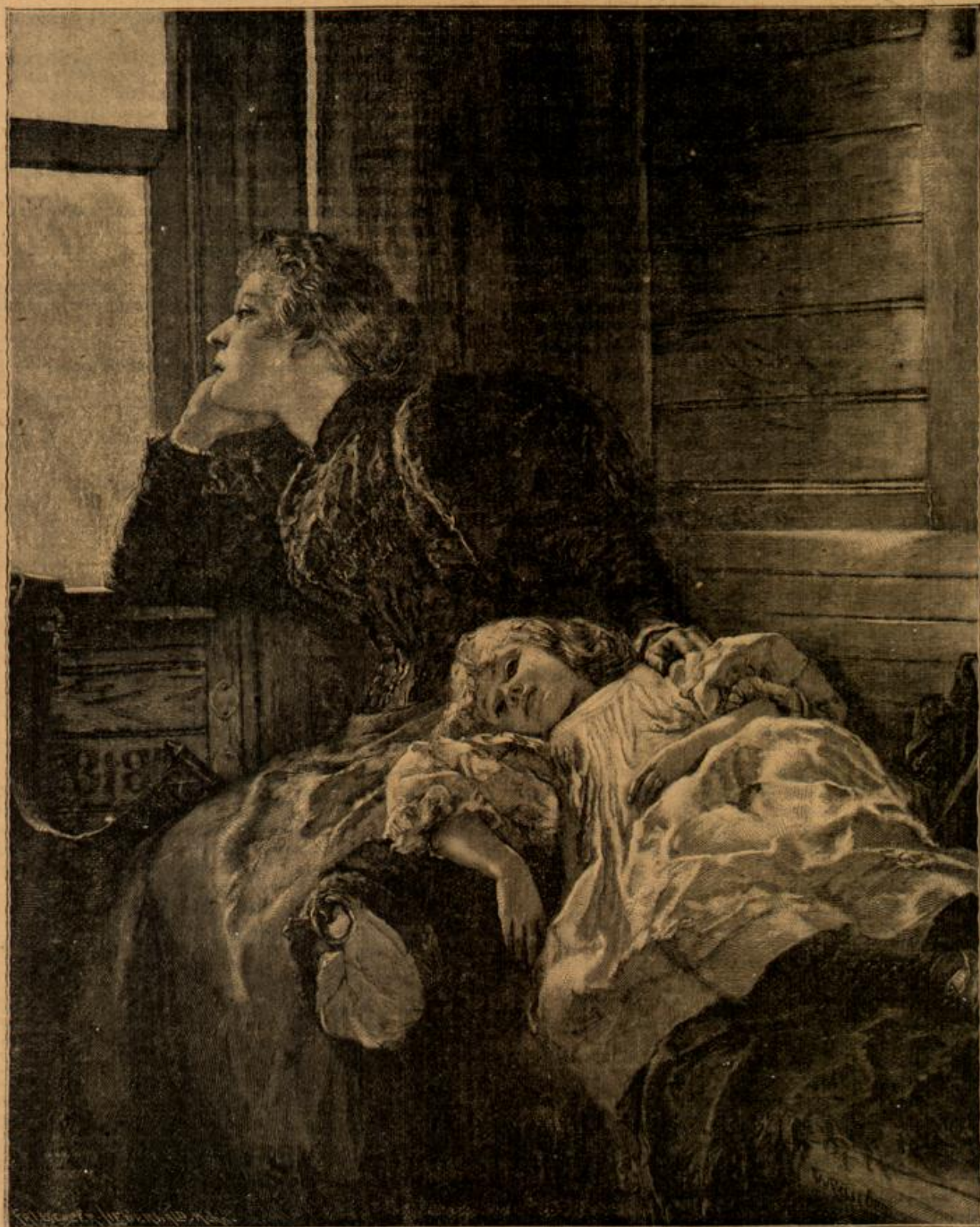
„Sollen Sie ja auch gar nicht! Aber es gibt auch noch andere



Das erste österreichische auf dem Monstranzberge bei Reichenberg kürzlich eröffnete Krematorium. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Begleitung — von Beispiel: mich! — Sie lächeln? Würden Sie nicht mal mit mir in irgendein Theater oder Konzert gehen?“
 Leicht erröthend sah sie ihn an und antwortete: „O ja, ganz gern — wenn Tante mitsäme!“
 „Natürlich! Immer die Tante!“ rief er. „Wir Feldgrauen heißen doch nicht! Hätten Sie mal sehen sollen, wie gut wir uns mit unseren Quartiergebern in Rußland vertragen haben!“

Schon hatte er eine andere Kerze angezündet, und heiter erwiderte er: „O, Ihrewegen tu ich das ganz gern.“
 Ein wenig schelmisch sah sie ihn an, tat dann aber ganz erstaunt: „Sie kennen mich doch eigentlich noch gar nicht.“
 „So? Meinen Sie? Haben Sie denn in der Tat noch nicht gemerkt, daß ich mich für Sie interessiere, solange Sie schon hier sind?“
 Ganz leise erwiderte sie: „O, gemerkt hab' ich's schon.“



In die Welt hinaus! Nach dem Gemälde von W. Küber. (Mit Text.)

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

„So meinte ich es auch gar nicht!“ warf sie schüchtern ein.
 Da lachte er wieder: „Ja weshalb liefen Sie denn heute vor mir so eilig davon?“
 „Aber ich erkannte Sie doch gar nicht.“
 „Blödsinn!“ schrie er leicht auf, denn die Kerze war heruntergebrannt, und sein Finger schmerzte.
 Bedauernd sagte sie: „O, das tut mir leid! Jetzt haben Sie sich meinetwegen noch gar den Finger verbrannt.“

Da fuhr er fröhlich auf: „Ja, weshalb aber haben Sie es mich dann nicht auch einmal merken lassen?“
 „Die Tante hat mich gewarnt, — nicht vor Ihnen — im allgemeinen, — die Männer schielen doch alle nur nach der Mäul!“
 „Bitte, schiele ich etwa!? Sehen Sie mich nur genau an!“
 Sie mußte lachen, wurde aber gleich wieder ernst und sagte: „Es stimmt doch, die meisten heiraten doch nur des Geldes wegen. Und dafür danke ich. Lieber bleibe ich ledig.“

das mit belgischen Einwohnern gefüllte Gotteshaus während des Gottesdienstes planvoll mit 38-cm-Schiffsgranaten beschossen haben. Die beiden ersten Granaten schlugen nahe bei der Kirche ein, während eine dritte nach Schußkorrektur durch die Flieger das südliche Querschiff zertrümmerte; das südliche Seitenportal wurde vollständig auf die Straße geworfen, ein Teil der Außenpfeiler geknickt und die schweren Quader aus dem Verbande gedrückt, so daß die Südfassade der Kathedrale inzwischen wegen Einsturzgefahr mit Notmauern gestützt werden mußte. Der Granattreffer hatte zur Folge, daß eine Anzahl Andächtiger sich in dem Gotteshaus lebend und verstümmelt in ihrem Blute wand, während die hilflosen Überlebenden von einer Panik erfaßt wurden. Die photographischen Aufnahmen dieser englischen Abkennungsvorfälle. Die obenstehende Abbildung zeigt den gewaltigen Sprengtrichter einer englischen Schiffsgranate, durch deren Splitter unmittelbar vor dem Haupteingang eine Anzahl der aus der Kirche fliehenden Frauen und Mädchen getödtet und verwundet wurde.

Professor Dr. August v. Froriep, hervorragender Anatom, starb in Tübingen im Alter von 68 Jahren. Weit bekannt wurde er durch seine Forschungen über den Schädel Schillers in der Fürstengruft zu Weimar. Er wurde 1849 in Weimar geboren, studierte in Göttingen, Tübingen und Leipzig und wurde 1895 ordentlicher Professor für Anatomie in Tübingen und zugleich Direktor des Anatomischen Instituts. Von seinen Werken sind besonders die „Anatomie für Künstler“ und die „Entwicklungsgeschichte des Auges der Wirbeltiere“ hervorzuheben.

In die Welt hinaus. Wie ungleich ist oft im Leben Licht und Schatten, Glück und Unglück verteilt. Vor einigen Jahren, als sie noch Erzieherin in einem altadeligen Hause war, heiratete sie einen jungen, talentvollen Schriftsteller. Die Sonne des Glücks schien dem jungen Paar zu leuchten, besonders als ein allerliebster Blondkopf sich zwischen die Herzen der Liebenden drängte. Die Theaterstücke, die ihr Gatte schrieb, gefielen, und mit Stolz blickte die junge Frau zu ihm empor, dem sie alles war. — Doch nur zu bald sollte ihr Glück ein Ende nehmen. Eine bössartige Krankheit raubte ihr den Gatten, das war der erste schwere Schicksalsschlag, der dieses junge Frauenherz traf. Sie glaubte diesen Schmerz nicht verwinden zu können, doch mußte sie stark sein, hatte sie doch für ihr Kind zu sorgen. — Bald trafen sie noch andere bittere Enttäuschungen, bis sie sich entschloß, die Stadt, in welcher sie ein kurzes, aber glückliches Leben geträumt hat, zu verlassen. Da sie ohne Vermögen war, entschloß sie sich, eine Stelle als Gesellschafterin bei einer alten Dame in der Provinz anzunehmen. Lange währt die Fahrt und sinnend blickt die junge Witwe, an deren Seite ihr Liebling schlummert, hinaus in die Ferne. Tausend Fragen beschäftigen sie, und bange schlägt ihr Herz. Wie wird sich für sie und ihr Kind die Zukunft gestalten? Wird sie noch sonnige Tage sehen? Werden für sie noch Stunden des Glückes kommen? Die hellen und die dunklen Rose des Schicksals liegen ja so nah beieinander; wollte Gott, die Zeiten der Prüfung hätten für die schwergeprüfte Frau ein Ende. St.



Bedeutliches Zeichen.
Lehrer, im Dorfwirtshaus: „Schmidt's, Bachelbauer!“
Bachelbauer: „O mei, Herr Lehrer, mein Wagen ist das lang nimmer, früher hob i gwoß Knudel, mei Pfund Gewicht mit ara Schüssel voll Arant auf oan Stb gessen, jetzt muh i scho fünf Maß Bier dazu trinken!“

die Summe von 60000 M. ausgezahlt. Ein böhmischer Maler namens Mucha hat sich für seine Augen auf eine Versicherungssumme von 200000 M. eingekauft. Ebenso hoch hat die große italienische Sängerin Cavallieri ihren Kehlkopf versichert und der Klaviervirtuose Rubell seine Finger. Dem viervirtuosen Paderewski sind seine vielbewunderten Hände von so unermeßlichem Werte, daß er jährlich 20000 M. Prämien zahlt, um sich eine unermeßlich hohe Jahresrente zu sichern, sollten ihm diese Zauberhände auf irgendeiner Weise zu Schaden kommen oder er sie infolge von Nervenerregung nicht länger beherrschen können, was ja so vielen Künstlern begegnet. Diese Art von Künstlerversicherungen ist jedenfalls eine hochmoderne Ausgestaltung des vielverzweigten Versicherungswesens unserer Tage. E. D.

Gemeinnütziges

Im den Kornwurm bei Getreide festzustellen, erwärme man in einem Gefäße das Getreide am Ofen. Die Würmer kommen an die Oberfläche und sind mit bloßem Auge sichtbar. **Champignons** werden geerntet, wenn der Hut noch nicht aufgeplatzt ist. Ein leichter Ring muß indessen schon bemerkbar sein.

Quitten lieben guten, kräftigen, warmen Boden. Auch der Standort muß frei von Zugluft sein, wenn die Quitten ihre volle Fruchtbarkeit erreichen sollen. Einen regelmäßigen Schnitt vertragen Quitten nicht.

Felzwert leidet sehr unter der Einwirkung von Regen, Schnee und Staub. Besonders Felztragen und Wäffe zeigen häufig ein rauhes Aussehen, manche Stellen sehen zottig und verklebt aus. Man macht sie wieder glatt, indem man sie mit einem ganz sauberen Kamm erfrischt und dann gegen den Strich kämmt. Dadurch wird das Fell entwirrt, und selbst sehr zerzauste Stellen, die durch Nässe und Staub schon sehr grau geworden waren, werden wieder sauber und glatt. Das Felzwert darf nur in trockenem Zustand gekämmt werden.

Das Fäulen der Früchte auf dem Baume ist eine schlechte Eigenschaft einzelner Apfelsorten, z. B. Alexander, Gelbini. Man darf solche Sorten nicht in feuchten Niederungsboden pflanzen.

Zur Neupflanzung von Maiblumen ist Land, das öfters Maiblumen

Auflösung der Zerlegungsaufgabe.
SCHEFFEL

Logograph. Mit einem u zieht es ins Feib. Mit a zählt es zu Hebertieren. Wird aber a ihm eingelegt. Dann laun's dich in die Höhe führen.
Julius Fald.

Anagramm. Ein einen Männernamen. Hält' einen Frauennamen dran; Ein Zeichen noch und all's zusammen. Ist ein Spartanerheld so dann.
Hans v. d. Müll.

Schachlösungen:
Nr. 187. 1) K e7—f8 ufw. Nr. 188.
1) Le2—e1 d5xe1. 2) d2—d3 e4xd3. 3) Se4—g4+ 4) Da—c13. 5) Se4xd6+ 6) Le4xf7 beliebig. 7) Lf7—e6 g6+ 8) Kf5xe1. 9) Sd3—e7+ 10) Le4xd3 beliebig. 11) Dh4—g5 f6+ 12) d2—d3 d5xe1. 13) Le4—e6+ 14) d5xe1. 15) Se4—g3+ 16) Dh4xg5+ beliebig.

Problem Nr. 189.
Von W. Semerád.
1. Weiss im Zweifelsgerinn der „Pravo Mdu.“ Schwarz.



Wichtige Lösungen:
Nr. 175 u. 176. Von Behrmann H. Schulte in Leipzig i. Z. Landwehrm. Nr. 177. Von B. Wintler in Berlin. Nr. 178. Lehrer Schaffer in Offen-Rellingh. Nr. 179. Von demselben. Nr. 180. Von demselben. Nr. 181. Von demselben. Nr. 182. Von demselben. Nr. 183. Von demselben. Nr. 184. Von demselben. Nr. 185. Von demselben. Nr. 186. Von demselben. Nr. 187. Von demselben. Nr. 188. Von demselben. Nr. 189. Von demselben. Nr. 190. Von demselben. Nr. 191. Von demselben. Nr. 192. Von demselben. Nr. 193. Von demselben. Nr. 194. Von demselben. Nr. 195. Von demselben. Nr. 196. Von demselben. Nr. 197. Von demselben. Nr. 198. Von demselben. Nr. 199. Von demselben. Nr. 200. Von demselben.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Rätsels: J—ich—te — Des Anagramms: Saat, Salat, — Des Homonym: Binden.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Verpeiste Bücher und Dokumente. Daß Menschen buchstäblich Bücher und andere Schriftstücke verpeisen mußten, ist mehrfach in der Geschichte vorgekommen. So zwang unter anderen Barnabo Visconti zwei Geandte, die ihm eine Kriegsanlage überbrachten, dies Pergamentschriftstück samt seinem Bleisiegel und den seidenen Schnüren, an denen letzteres hing, aufzueissen. In Norwegen hatte ein Schriftsteller ein politisches Buch verfaßt, welches dem König Olaf und seinen Machthabern so sehr mißfiel, daß sie ihn zwangen, es in Bouillon gekocht zu verpeisen, widrigenfalls er enthauptet werden sollte. So gut ging es dem Dichter Volmar nicht, der eine Satire gegen Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar geschrieben hatte. Aufessen mußte er sie auch, aber ungelocht. Das war jedoch immer noch eine sehr milde Behandlung im Vergleich mit dem, was dem hochangesehenen Juristen Philipp Oldenburger widerfuhr. Dieser hatte ein seiner Regierung mißliebige Pamphlet geschrieben und wurde dazu verurteilt, es aufzueissen, zugleich aber so lange ausgepeitscht zu werden, bis er den letzten Bissen davon verschluckt hatte.

Künstlerversicherungen. Bei den gewöhnlichen Sterblichen hört und spricht man von Lebensversicherung, von Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, von Kassen, in die man sich einkauft, um im Alter oder bei eintretender Invalidität gesichert zu sein, von Aussteuer- und Einjährig-Freiwilligen-Kassen usw. usw. Künstler haben eine andere Art von Versicherung erfunden, durch die sie sich vor Mangel und Elend schützen, falls etwa die Glieder, die ihnen zur Ausübung ihrer Kunst dienen, irgendwie verlegt oder leistungsunfähig werden: sie versichern ihre Hände, ihre Füße, ihre Augen, ihren Kehlkopf. Sollte z. B. die berühmte spanische Tänzerin, La belle Otero, das Unglück haben, die geschickten Beine, die mit ihrem lebhaften Wirbeltänzen allabendlich eine tausendköpfige Volksmenge entzücken, in Ausübung ihres Berufs oder sonstwie zu schädigen, sei es auch nur zu vorübergehender Unbrauchbarkeit, so erhält sie von einer Versicherungs-gesellschaft